



ANNIE SOLOMON

**FINSTERNIS**

**SOLL DICH**

**UMFANGEN**

Weltbild

Von einer Sekunde zur anderen herrscht um ihn herum undurchdringliche Dunkelheit. Mitten in einem Feuergefecht verliert Detective Danny Sinofsky sein Augenlicht. Zwar überlebt er den Einsatz, aber er wird nie wieder sehen können – eine Tatsache, die er einfach nicht akzeptieren kann. Entsprechend abweisend begegnet er zunächst der Blindenlehrerin Martha Crowe. Doch schon bald hängt beider Leben davon ab, als Team zu handeln und Dannys rasiermesserscharfe Instinkte mit Marthas Beobachtungsgabe zu kombinieren: Denn ein tödlicher Feind hat die beiden ins Visier genommen – und er kommt immer näher ...

Annie Solomon

# Finsternis soll dich umfassen

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Katharina Volk

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Annie Solomon arbeitete als Texterin in der Werbung, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie lebt und arbeitet mit ihrem Mann und ihrer Tochter in New York. Mehr Infos über die Autorin unter: [www.anniesolomon.net](http://www.anniesolomon.net)

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Blind curve.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
This edition published by arrangement with Grand Central Publishing, New York, New York, USA. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Wylann Solomon

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Knauer Taschenbuch Ein Unternehmen der Droemerschens  
Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Katharina Volk

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-952-8

Den Schwestern: Ilene, Jill und Joan. Und meinem Bruder Saul, dem armen Kerl, der uns  
alle ertragen muss.

# Kapitel 1

Die Nacht war zu kalt, um sich auf der Straße herumzudrücken. Doch der große Mann mit der tief ins Gesicht gezogenen Strickmütze und der grünen Armeejacke zog nur die Schultern hoch und trat von einem Fuß auf den anderen, um sich warm zu halten. Er hatte sich seit zwei Tagen nicht rasiert, und dunkles, fettiges Haar lugte unter der Mütze hervor. Auf der Straße kannte man ihn als Turk, eine Anspielung auf seine türkisfarbenen, tief liegenden Augen.

Er stand einen halben Häuserblock von den neuen Gebäuden des West Side Project entfernt, in der Nähe einer kaputten Straßenlaterne vor einem verrammelten Lebensmittelladen an der Ecke. Irgendwo in den Schatten versteckte sich die Waffe, die er kaufen wollte.

Der Verkäufer verspätete sich, und Turk fluchte leise. Sein Nacken schmerzte. Vorgestern Nacht hatte er während einer routinemäßigen Drogenrazzia in einer Kneipe, der Dutchman's Tavern, einen Schlag auf den Kopf abbekommen, der nun in der Kälte schmerzte.

Das Handy an seiner Hüfte vibrierte.

»Ja«, sagte Turk leise.

»Was geht ab, Turk?« Die Stimme gehörte einem seiner Kollegen, die in der Nähe auf der anderen Straßenseite postiert waren, wo sie jede seiner Bewegungen verfolgen konnten.

»Kommt zu spät.«

Schritte näherten sich.

»Bis später, Mann«, sagte Turk.

Der Verkäufer kam um die Ecke. Er war höchstens fünfzehn, rappeldürr und Hip-Hop-mäßig gekleidet, mit Ketten und Trainingsklamotten, die lose um seinen mageren Körper hingen. Großspurig spazierte der Junge auf Turk zu, der leise stöhnte. Die ganz Jungen waren die Schlimmsten. Bei denen wusste man nie, was sie tun würden.

Turk vergeudete keine Zeit. »Hast du sie?«

Der Verkäufer beugte ihn misstrauisch. »Hast du die toten Präsidenten?«

»Zweihundert in bar. Wie abgemacht.«

»Ja, aber ich kenn dich nicht, Mann. Und ich mach keine Geschäfte mit Typen, die ich nicht kenne.«

Verdammt. Turk biss die Zähne zusammen. Erst kam der Kerl zu spät, dann spielte er sich auch noch auf. Er zwang sich, ein wenig zu entspannen, und streckte die Hand aus. »Ich heiße Turk. Ach, Scheiße. Nein, heiß ich nicht.« Er grinste verlegen. »Eigentlich heiße ich Danny.« Sinofsky ließ er aus und hoffte, der Vorname würde genügen. »Aber erzähl das nicht überall herum.«

Zögerlich gab der Junge ihm die Hand. »Danny, so. Das ist so ziemlich der weißeste Name, den ich kenne.«

»Sind wir jetzt Freunde?«

Der Verkäufer zuckte mit den Schultern. Im schwachen Mondlicht wirkte seine Haut zart und glatt, noch keine Spur von Bartwuchs zu sehen, dachte Danny mit einem Anflug von

Bitterkeit. Kinder, die Kinder umbringen.

»Ja, alles klar, Danny«, sagte der Junge.

»Also, wo ist sie?«

»Nicht hier. Sicher versteckt.«

Verdammt. Ein Ortswechsel passte ihm gar nicht. Dann würden seine Leute ihm im Wagen folgen müssen. Falls sie ihm folgen konnten – manchmal ging das einfach nicht. Es konnte aber auch eine Falle sein. Wenn der Junge ihm das Geld abknöpfen und abhauen wollte ... Und er hatte eine Menge Geld bei sich.

Aber eine illegale Waffe war eine Waffe, und er konnte den Stahl schon beinahe riechen.

»Du bringst sie her, Mann. So war's abgemacht.«

Der Junge trat einen Schritt zurück. »Das ist Scheiße. Hier wimmelt es doch von Bullen.«

»Wir machen es hier oder gar nicht.«

»Dann machen wir's gar nicht, Alter.« Der Junge wandte sich ab.

Verdammt. »He, Moment mal!«

Er war überhaupt nicht scharf darauf, irgendwo anders hinzugehen; ebenso wenig wollte er, dass ein weiterer drogensüchtiger Irrer frei herumliefe und unschuldige Zivilisten am Ende die Zeche bezahlten. Das letzte Opfer war ein dreijähriges Mädchen gewesen.

»Wo gehen wir hin?«

»Komm einfach mit.«

»Ich muss erst wissen, wohin.« Seine Kollegen hörten über ein verstecktes Mikro mit, und wenn er sie gleich informieren konnte, würden sie es leichter haben, an ihm dran zu bleiben.

Aber heute Abend lief nichts nach Dannys Plan.

»Ist mein süßes kleines Geheimnis. Hab mein Auto ganz in der Nähe.«

Der Junge sah nicht alt genug aus, um Auto fahren zu dürfen. Scheiße. »Okay. Ich muss das Teil haben.«

»Ja?« Der Verkäufer führte ihn um die Ecke zu einem rostigen zweiundsiebziger Chevy Camaro; der Lack war mal goldfarben gewesen, sah nun aber aus wie angetrockneter Dreck. »Hast wohl was vor damit?«

Danny warf ihm einen finsternen Blick zu. »Geht dich gar nichts an, was ich damit vorhabe. Ich hab die Kohle. Mehr braucht dich nicht zu interessieren.«

Der Verkäufer nickte. Fünfzehn, geht scharf auf die Fünfzig zu, dachte Danny. »Stimmt.«

Danny stieg in den Wagen; seine Finger kribbelten, Adrenalin pulsierte in seinen Adern. Er stellte sich vor, wie Parnell ausrasten würde, wenn er hiervon erfuhr. Beim Gedanken an das dumme Gesicht seines Lieutenants hätte er beinahe gegrinst.

Der Wagen keuchte die Market Street entlang, zu den Bahngleisen am Fluss. Vor hundert Jahren war dies das wirtschaftliche Zentrum von Sokanan gewesen. Lastkähne aus Manhattan kamen den Hudson herauf, und die Lagerhäuser am Hafen füllten sich mit frischer Ware von den Farmen im Hudson Valley und wenigen Fertigprodukten. Vieles davon wurde wiederum auf Züge verladen, die gen Westen fuhren.

Jetzt war die Gegend verlassen, obwohl die lokale Wirtschaft seit dem Renaissance-Oil-Deal wieder boomte und den Ort neu belebte; nun gab es Überlegungen, die alten Lagerhallen am Hafen zu renovieren und ein großes Einkaufszentrum daraus zu machen,

wie Faneuil Hall in Boston.

Aber das stand alles noch in den Sternen. Im Augenblick war die Gegend dunkel und staubig.

»Und, wo sind wir?«, fragte Danny, um seinen Kollegen einen Hinweis zu geben. »Unten bei den alten Lagerhallen?«

»Hast doch Augen im Kopf, oder?«

Der Verkäufer bog von der Hauptstraße auf einen schmalen Weg ab, der in westlicher Richtung zum Hudson River führte. Der Wagen rumpelte über den Schotterweg und hielt dann in einem ungepflasterten Hof vor einem verfallenen Lagerhaus. Das Mondlicht spiegelte sich im Fluss und warf seltsame Schatten. An der Fassade des Backsteingebäudes stand in verblassten gelben Buchstaben ein Name, aber Danny konnte nur ein M und ein C erkennen.

»McClanahan«, murmelte Danny.

»Was faselst du da?«

Danny wies mit einem Nicken auf das Lagerhaus. »Das Gebäude. Siehst du das ›M‹ und das ›C‹? Ich wette, das hieß mal McClanahan.«

»Wen soll das interessieren?«

Danny sagte es ihm nicht.

Er stieg aus und suchte die Umgebung ab. Düster und verlassen. Wenn er Verstärkung brauchte, konnte die auf keinen Fall unbemerkt hier rankommen.

»Wo ist die Waffe?«, fragte Danny.

»Drinne.«

Scheiße. »Hol sie her. Ich warte hier. Das Haus ist mir total unheim...«

Das Lagerhaus flackerte vor seinen Augen. Eine Sekunde lang stand er in völliger Dunkelheit. Er stolperte und wäre beinahe gestürzt.

Was zum Teu...

Ein Schuss krachte, und etwas pfiff über ihn hinweg, dort, wo eben noch sein Kopf gewesen war. Jemand stöhnte, und auf einmal konnte er wieder klar sehen. Im selben Augenblick bemerkte er den Jungen auf dem Boden.

Danny hechtete hinter einen Container, als ein weiterer Schuss auf ihn abgegeben wurde.

»Ich werde beschossen!«, rief er in das versteckte Mikro. »Befinde mich hinter einem Müllcontainer beim alten McClanahan-Lagerhaus.«

Sein Handy vibrierte. Hastig griff er danach. »Habt ihr meinen Standort?«

»Wir haben dich, Turk.«

Danny blickte sich um. Bis seine Kollegen hier ankamen, konnte er längst tot sein. Der Schuss war vom Dach der Lagerhalle gekommen. Eine sehr gute Position, der Schütze hatte freies Schussfeld auf die gesamte Umgebung, während Danny hier festsaß – ohne schusssichere Weste, ohne Waffe, mit nichts als einem Bündel Dollarscheinen in der Hand.

Er saß in der Falle. Frustriert schlug er mit dem Hinterkopf gegen die metallene Wand der großen Mülltonne. Ein Schuss prallte von der Ecke ab, und er duckte sich instinktiv.

Der junge Mann lag reglos am Boden, das Gesicht im Staub, während die Sohlen seiner Nikes gen Himmel zeigten. Hatte er eine Waffe bei sich? Danny hielt das für

wahrscheinlich. Jedenfalls konnte er ihn nicht da draußen liegen lassen, verwundet und dem Schützen ausgeliefert.

Er robbte zum Rand des blauen Müllcontainers, streckte einen Arm aus und wurde sofort beschossen.

Verdammt.

Er riss die Hand zurück, holte tief Luft und versuchte es noch einmal. Diesmal bekam er einen Fuß des Jungen zu fassen. Er zerrte ihn zu sich heran. Der reglose Körper zuckte, als er von einer weiteren Kugel getroffen wurde.

Sobald Danny den Jungen hinter dem Container in Sicherheit hatte, drehte er ihn um. Seine Augen waren weit aufgerissen, und ein schwarzes Loch klaffte mitten auf seiner Stirn.

Scheiße.

Wer, zum Teufel, steckte da draußen?

Keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Danny durchsuchte den Leichnam und fand eine geladene Neun-Millimeter unter dem Trainingsanzug. Die konnte sich mit dem großkalibrigen Gewehr, das der Schütze benutzte, nicht messen, war aber besser als gar nichts.

Er lugte um die Ecke des Containers, und wieder flackerte alles und wurde schwarz. Er blinzelte, als mehrere Autos mit quietschenden Reifen und heulenden Sirenen ganz in der Nähe hielten. Autotüren knallten, Schüsse krachten. Er hörte Bayliss am Megaphon: »Hier spricht die Polizei! Werfen Sie die Waffe herunter!«

Dann eine andere Stimme: »Sin! Wo steckst du? Sin!«

Hände schüttelten ihn. »Herrgott, was ist passiert?« Das war Mike Finelli. »Danny? Sin? Alles klar?«

»Ja, mir geht's gut. Aber ich kann, verdammt noch mal, nichts sehen.«

»Wir bezeichnen das als Rindenblindheit«, sagte die Neurologin mit so ruhiger, sachlicher Stimme, dass er ihr am liebsten eine verpasst hätte. Er wusste nicht, wie lange er schon in diesem Krankenhaus war, aber es kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Man hatte ihn zu diversen Ärzten geschleppt, die für ihn nur ein Gewirr von Stimmen ohne Gesichter waren, und ihn von einer Untersuchung zur nächsten geschoben. Nun saß er in einer Art Sessel; er konnte die Form und den Stoffbezug ertasten. Dass es hier so still war und keine Bewegung um ihn herum herrschte, sagte ihm, dass er sich vermutlich in einem Sprechzimmer befand. Und diese Ärztin – Herrgott, er konnte sich nicht einmal an ihren Namen erinnern – erklärte ihm gerade ...

»Sie machen wohl Witze. Erst geht es mir prächtig, und dann soll ich von einer Minute auf die andere blind geworden sein?«

»Sie hatten einen Schlaganfall.«

»Ich bin zweiunddreißig und kerngesund. Männer in meinem Alter haben keinen Schlaganfall.«

»Soweit ich weiß, haben Sie vor zwei Tagen einen Schlag auf den Kopf bekommen.«

»In meinem Beruf passiert so was öfter. Was, zum Teufel, soll das damit zu tun haben?«

»Ihr Nacken wurde verletzt«, erklärte sie sanft. »Sie haben einen Riss in der

Wirbelsäulenschlagader erlitten. Das ist die Ader ganz oben an Ihrer Wirbelsäule. Durch diesen Riss ist Blut ausgetreten – ganz wenig. Das Blut ist geronnen. Der kleine Blutklumpen ist in die Hirnbasis Schlagader gewandert, das ist die Hauptschlagader am Hinterkopf. Von dort ist er in eine der hinteren Hirnschlagadern gelangt, ist dort auseinandergebrochen und hat zu einer Embolie in der Hirnrinde geführt.«

»Okay, aber warum kann ich nichts sehen?«

»Weil die Information nicht mehr von Ihren Augen zur Hirnrinde durchkommt, wo sie interpretiert wird. Sie hatten einen Schlaganfall im Hinterhaupt, wo das Sehzentrum sitzt.«

Die Worte trieben an ihm vorbei wie Nebelschwaden. Sein Herz hämmerte, sein Mund war trocken. Er fragte sich, ob er und nicht der Junge vor dem Lagerhaus angeschossen worden sei – dann würde er hoffentlich bald aus diesem Koma-Traum aufwachen.

»Detective Sinofsky?«

»Ja.«

»Haben Sie sonst noch Fragen?«

Er zögerte und fühlte sich verloren. »Ist das ...« Er räusperte sich. »Ist das ein Traum?« Eine kurze Pause entstand. »Nein.« Sie sprach das Wort leise aus, voll Mitgefühl und Überzeugung.

Er nickte, und Grauen packte ihn. »Besteht eine Chance, dass sich das wieder geben wird?«

Eine weitere kurze Pause. »Das wäre möglich. Es gab schon Fälle von Patienten, bei denen sich das Sehvermögen von allein wieder eingestellt hat.«

»Aber?«

»Aber der Schaden an der Hirnrinde ist groß. Ich würde lieber nicht darauf hoffen. Es tut mir leid.« Er hörte, wie sie aufstand – ihre Kleidung raschelte, der Stuhl knarrte leise.

»Ich werde für Sie Kontakt mit einer Sozialarbeiterin aufnehmen. Sie wird Ihnen einen Platz in der Rehabilitation besorgen. Sie brauchen einen Orientierungs- und Mobilitätskurs.«

Er blieb sitzen und bekam nichts von alledem mit. Eine Hand berührte ihn an der Schulter, und er fuhr zusammen.

»Wie kommen Sie jetzt nach Hause?«

Er hatte keine Ahnung.

»Sind Sie verheiratet?«

Er schüttelte den Kopf.

»Haben Sie eine Freundin? Eltern, andere Verwandte?«

Seine Mutter war tot, und seine Schwester Beth wollte er nicht mit seinen Problemen belasten. »Ich, äh, kann einen Freund anrufen.«

Man hatte ihn aus- und angezogen, seine Augen und seinen Kopf durchleuchtet und durchstochert, seinen Körper geröntgt. Doch nun trug er wieder seine Straßenkleidung – die zerrissene Jeans und die uralte Armeejacke, die zu Turk gehörte. Er fummelte in der riesigen Jackentasche herum und fand unter Turks Strickmütze sein Handy. Dann versuchte er die richtigen Tasten zu erfühlen, doch seine Hand zitterte.

Sanft nahm ihm jemand das Telefon ab. »Welche Nummer?« Die Ärztin.

Mike Finellis Stimme drang aus dem Hörer, ein vertrauter Anker.

»Ich bin's«, sagte Danny und bemühte sich, das Zittern in seiner Stimme zu unterdrücken.

»Sin. Wo bist du? Ich war den ganzen Tag lang im Krankenhaus, aber sie haben immer nur gesagt, du wärst bei irgendeiner Untersuchung. Was ist denn los? Geht es dir gut?«  
Konnte man so nicht sagen. Aber darauf wollte er sich jetzt noch nicht einlassen. »Ich brauche jemanden, der mich nach Hause bringt.«

»Beth ist hier. Ich denke, sie wird sich darum kümmern.« Ein Telefon klingelte, und er hörte die Ärztin den Hörer abnehmen und leise sprechen.

»Was ist mit ihren Kindern?«, fragte er Finelli.

»Keine Ahnung. Sie hat sie nicht dabei.«

»Alles klar. Ich rufe Beth auf ihrem Handy an und sage ihr, wo sie mich abholen soll.«

»Sie steht gerade neben mir ...«

Eine Hand berührte ihn am Arm. »Bleib mal kurz dran«, sagte er zu Mike Finelli.

»Mr. Sinofsky?« Eine helle, fröhliche Stimme. »Mein Name ist Pat Embry. Ich bringe Sie jetzt ins Wartezimmer, Ihre Mobilitätslehrerin holt Sie dann dort ab.«

»Die bringen mich irgendwo hin«, erklärte er Mike. »Diese Leute werden sicher Beth für mich anrufen, wenn ich fertig bin.«

»Würden Sie bitte kurz aufstehen?«, bat die fröhliche Stimme. Er stellte sich eine rundliche Frau mit großem Busen und kleinen Löckchen vor – den mütterlichen Typ –, doch die Hand, die ihm aufhalf, war knochig und roch nach Desinfektionsmittel.

»Nur ein paar Schritte«, zwitscherte sie, als sei er drei Jahre alt. »Hier ist Ihr Stuhl.«

Er ertastete die ledernen Seiten eines Rollstuhls, und es schnürte ihm die Luft ab.

»So ist es richtig. Guter Junge. Und, bequem?«

Er ballte die Hände zu Fäusten.

»Schön, dann geht's los.«

Alle hatten sie vor ihm gewarnt. Jeder, von ihrer Supervisorin bis hin zur Hilfsschwester, hatte sie beiseite gezogen, sie vielsagend angesehen und eindringlich gewarnt.

Dabei brauchte sie gar keine Warnung, denn sie erinnerte sich an ihn.

Jemand hatte ihn im Rollstuhl in den großen Warteraum geschoben, und er hatte es bereits geschafft, sich aus dem Stuhl zu manövrieren. Er stützte sich mit einem Arm an der Wand ab und sah aus dem Fenster, als genieße er die frische Nachtluft.

Seine Jeans war abgetragen, verwaschen und zerrissen. Nach vierzehn Jahren und allem, was das Leben inzwischen mit ihm angestellt haben mochte, hätte sie zumindest erwartet, dass sich seine Garderobe verbessert hatte. Sein schwarzes T-Shirt sah auch wesentlich besser aus. Die Ärmel spannten sich über klar definierten Muskeln. Ein männlicher Bizeps, passend zu seinem männlichen Körper. Er war groß und langgliedrig, hatte breite Schultern, eine schlanke Taille und einen knackigen Po. Eine Dschungelkatze. Stark, gesund. Jung.

Sie kam sich vor wie das komplette Gegenteil, obwohl sie ihn nur von hinten betrachtete. Sie betrat den Raum, und seine Schultern strafften sich. Er hatte sie gehört.

»Detective Sinofsky?«

Er drehte sich um, und der Anblick seines Gesichts traf sie wie ein Schlag in den Magen.

Obwohl sie sich darauf vorbereitet hatte, schnappte sie beinahe hörbar nach Luft. Er hatte ein paar Fältchen bekommen, seine Wangen wirkten hohler, und die Zeit hatte ihn erwachsen gemacht. Doch er war immer noch der dunkelhaarige Mann mit dem intensiven Blick und einem Gesicht wie aus einem Traum. Aus einem gefährlichen Traum spät in der Nacht. In einem tiefen Winkel ihrer Seele regte sich etwas. Das Echo eines Echos, so dünn und schwach, dass es ihr nicht schwerfiel, so zu tun, als hätte sie nichts gehört.

Seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren noch immer durchdringend und türkisfarben. So klar und transparent wie das karibische Meer. Und sie sahen gesund aus. Weder an den Lidern noch an den Augenhöhlen die Spur einer Verletzung. Nichts wies darauf hin, dass diese Augen nichts mehr tauten.

»Danny Sinofsky?«

»Wer will das wissen?«

Sie schluckte und war froh, dass er den Schock und das Mitleid nicht sehen konnte, weil sie beides nicht schnell genug unterdrücken konnte. Hätte er sie erkannt? Hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Grauen verfiel sie in die harte, sichere Stimme tüchtiger Sachlichkeit. »Martha Crowe.«

Sie zögerte einen Augenblick und wartete ab, ob ihr Name bei ihm Erinnerungen weckte. Doch er starrte sie ausdruckslos an, und sie verscheuchte einen Anflug von Enttäuschung.

»Ich bin Rehabilitationsberaterin und O&M-Lehrerin – Orientierungs- und Mobilitätslehrerin. Ich möchte mit Ihnen verschiedene Möglichkeiten besprechen.«

»Möglichkeiten?«

»Wir können natürlich sofort mit dem Langstock anfangen. Aber da gibt es noch andere Dinge, über die wir nachdenken sollten. Einen Hund zum Beispiel, und sogar einige elektronische Hilfsmittel.«

Sein Gesicht, hart und unglaublich attraktiv trotz des Bartschattens, verdüsterte sich.

»Verschwinden Sie.« Sein Gesichtsausdruck war unheimlich, denn es schien so, als könnte er sie tatsächlich sehen. »Mir geht's bestens.«

Sie hielt nicht viel von falscher Rücksichtnahme und beschloss, seine Wut mit dem Holzhammer zu durchbrechen. »Es geht Ihnen keineswegs bestens. Sie sind blind.« Sein Körper spannte sich wie zum Sprung. »Das ist nur vorübergehend.«

Sie blätterte in seiner Akte. Rindenblindheit, hervorgerufen durch eine Nackenverletzung. Eine verrückte Verkettung von Umständen, aber nicht gänzlich unbekannt. Die Region des Sehzentrums im Gehirn war stark geschädigt; es bestand kaum Hoffnung, dass er je wieder würde sehen können.

»Hören Sie, Detective ...«

»Sind Sie etwa immer noch da?«

Sie erinnerte sich an den rauen Jungen mit dem Lächeln, das Herzen brechen konnte. Der Mann, zu dem er herangewachsen war, machte ein finsternes Gesicht.

»Ich weiß, das war ein Schock für Sie, aber ...«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen verschwinden. Mit meinen Augen ist alles in Ordnung. In ein paar Tagen ist das nur noch ein schlechter Traum.«

»Das hoffe ich, aber ...«

Er tat einen drohenden Schritt auf sie zu. Obwohl er sie gar nicht sehen konnte, wich sie instinktiv zurück.

»Haben Sie was an den Ohren? Verpissen Sie sich endlich!«

Sie holte tief Luft und atmete langsam aus. Manchmal war eine Schocktherapie der einzige Weg, zu einem geschockten Menschen vorzudringen. »Sie möchten, dass ich gehe? Warum kommen Sie dann nicht her und werfen mich einfach raus?«

Ein Ausdruck von Panik huschte über sein Gesicht, rasch gefolgt von Wut.

»Ich bin genau hier«, sagte sie, damit er sie über ihre Stimme im Raum orten konnte.

»Los, werfen Sie mich raus.«

Er stürzte sich auf sie wie ein gefangener Tiger. Doch es war kein Käfig, sondern die Dunkelheit, die ihn einsperrte. Er prallte gegen eine Reihe Stühle. Diese waren am Boden festgeschraubt, so dass er zurückgeschleudert wurde, gegen einen Tisch stieß und die zerlesenen Zeitschriften über den Boden verstreute. Fluchend rappelte er sich auf und stieß sich dabei den Kopf am Zeitschriftenständer. Inzwischen hatte er völlig die Orientierung verloren und wäre in die Gegenrichtung wieder losgestürmt, doch sie lief zu ihm hinüber und legte ihm eine Hand auf den Oberarm, direkt über dem Ellbogen. Sein Arm war hart und kraftvoll, sehr maskulin. Dieses Gefühl unter ihren Fingern versetzte ihrem Körper einen leichten Schock, doch es war Danny, der zusammenzuckte. Sein ganzer Körper bebte vor Zorn.

Ruhig sagte sie: »Selbst wenn Sie nur für einen einzigen Tag blind wären, sollten Sie lernen, wie Sie sich fortbewegen können, ohne sich den Hals zu brechen.«

»Fick dich doch.«

»Nein, danke, aber falls Sie es versuchen möchten, meine Telefonnummer ist vier-zwei-zwei-zwei-zwei-zwei-zwei. Ganz leicht zu merken: Vier-zwei-zwei und viermal die zwei.« Er schüttelte ihre Hand ab, als ein Mann eilig den Raum betrat. »Sin?«

Danny drehte sich nach der neuen Stimme um. Ein Mann mit schmalem Gesicht und silbergrauem Haar.

»Ich bin's, Bob Parnell.« Parnells Gesichtsausdruck war sehr beherrscht, doch die angespannte Mundpartie und der durchdringende Blick, mit dem er Danny musterte, verrieten seine wahren Gefühle: Sorge, Erschrecken, Unsicherheit. Aber der Stimme war von alledem nichts anzumerken. »Wie geht es dir?«

»Fantastisch.« Dannys Tonfall sagte etwas ganz anderes.

»Hör mal, können wir uns irgendwo hinsetzen und uns in Ruhe unterhalten?«

Wieder huschte ein panischer Ausdruck über Dannys Gesicht. »Links von Ihnen«, sagte Martha leise. »Auf neun Uhr. Drei Schritte weit.«

Seine Miene wurde hart, doch er folgte ihren Anweisungen und fand ohne weitere Missgeschicke zu einem Stuhl.

Der Neuankömmling blickte von ihr zu Danny und wieder zurück. »Störe ich etwa?«

Sie streckte die Hand aus. »Martha Crowe. Ich bin Rehabilitationsberaterin.«

»Bob Parnell. Ich bin Kriminalbeamter und Dannys Chef. Und sein Freund.«

»Gut.« Sie drückte seine Hand, kurz und fest. »Einen Freund kann er gebrauchen. Wir sind für heute fertig.« Sie wandte sich an Danny, der mit versteinerner Miene dasaß. »Vier-zwei-zwei und viermal die Zwei. Lauter Zweien, Detective, bis auf die Vier vorne dran.«

Sie ließ ihn sitzen. Ein Teil von ihr hoffte, er würde anrufen. Der andere hoffte, er würde es nicht tun.

Danny lauschte ihren Schritten, die sich entfernten. War sie weg? Er hoffte es. Und er hoffte sehr, ihre ruhige, ach so zuversichtliche Stimme nie wieder hören zu müssen. Wir können mit dem Langstock anfangen.

Innerlich schüttelte es ihn vor Entsetzen. Die Worte gingen ihm immer wieder durch den Kopf. Ein Langstock. Ein Blindenstock. Mit dem er für den Rest seines Lebens jeden Schritt abklappern sollte.

»Danny. Danny! Hörst du mich?«

»Ich bin blind, nicht taub, Chef.«

Ein kurzes, hartes Schweigen folgte auf diesen makabren Witz. »Entschuldige«, sagte der Chef der Detective Division von Sokanan. »Ich habe mit dir geredet, aber du ...«

»Mir geht gerade ziemlich viel durch den Kopf.«

»Ja. Kann ich mir denken.«

Ein weiteres kurzes Schweigen. Danny stellte sich das schmale, ernste Gesicht des älteren Mannes vor. Bestimmt, entschlossen. Das ruhige Auge des Sturms. Als Danny noch ein Junge gewesen war, wütend, verloren und auf dem besten Wege, richtig Ärger zu bekommen, hatte Parnell ihn in Handschellen aufs Revier verfrachtet, ihm eine Heidenangst eingejagt und ihn dann wieder gehen lassen. Danach tauchte er ab und zu bei Danny zu Hause auf. Nahm ihn zu einem Baseballspiel mit. Sorgte dafür, dass er sich nicht ausschließlich von Schoko-Smacks ernährte. Es war seine Hand gewesen, die Danny vor dem Absturz bewahrt hatte. Als Danny von der Army zurückgekommen war, hatte Parnell wieder hilfreich die Hand ausgestreckt und dafür gesorgt, dass er bei der Kripo aufgenommen wurde. Wenn es einen Menschen auf dieser Welt gab, vor dem Danny keinen Mist bauen wollte, dann war das Bob Parnell.

»Was hat die Ärztin gesagt?«

»Dass ich blind bin.«

»Möchtest du das vielleicht ausführlicher erklären?«

Danny rang sich eine Erklärung ab, so gut es ging, wobei er an den Worten

»Rindenblindheit«, »Embolie« und dem sonstigen Fachchinesisch beinahe erstickte.

»Das kam also nicht von der Schießerei?«

»Nein. Es war der Schlag auf den Kopf im Dutchman vor ein paar Tagen. Herrgott, ist das nicht komisch? Ich kann jeder Kugel ausweichen, aber haut mich bloß nicht.«

»Bleibt das so?«

Danny zuckte die Schultern. »Wenn's nach mir geht nicht.«

Parnell berührte Danny an der Schulter. Er zuckte zusammen.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie leid mir das tut. Uns allen. Dem ganzen Department. Das hat alle schwer getroffen.«

Danny drehte sich der Magen um. Bei der Vorstellung, dass ihn alle bemitleideten, hätte er kotzen mögen. »Ich brauche euch nicht leidzutun. Ich komme schon klar.«

»Danny ...«

»Das meine ich ernst«, sagte er und schüttelte Parnells Hand ab.

»Hallo, Sin. Na, wie steht's?«

Als Danny die neue Stimme hörte, zwang er sich augenblicklich, ein gelassenes Gesicht zu machen. Das Kommissariat von Sokanan war so klein, dass es nicht in Fachgebiete unterteilt war und man von allen erwartete, alle möglichen Fälle zu bearbeiten, doch Hank Bonner galt als der Mann für Mordfälle. Dass er hier war, ließ auf Neuigkeiten schließen. Danny war froh über den Themenwechsel.

»Arbeitest du an der Schießerei vor dem Lagerhaus?«

»Ja. Ich buddle nach Leibeskräften, aber ich muss sagen, ich komme nicht weit.«  
Danny stellte sich Hank vor. Er war eine knappe Hand breit größer als Danny, ein kräftiger Mann, dessen Gesicht stets gebräunt war, weil er gern auf der Apfelplantage seiner Familie arbeitete. Er war ein guter Polizist, der wusste, was es bedeutete, private Krisen durchstehen zu müssen. Davon hatte er in den vergangenen Jahren selbst reichlich erlebt. Aber Hanks Familientragödie hatte mit einer Hochzeit und einer Geburt geendet, einem guten Ausgang also, auf den Danny sich keine großen Hoffnungen machte. Sein Privatleben war das Letzte, worüber er jetzt reden wollte. »Ist der Junge schon identifiziert?«

»Rufus Teeter, bekannt als T-Bone. Sagt dir das was?«

Danny schüttelte den Kopf und war froh, sich wieder mit der alltäglichen Routine der Polizeiarbeit beschäftigen zu können. »Gibt es eine Verbindung zum Drogenhandel oder den Gangs in Weston?« Mit Weston meinte Danny die Gegend der West Side Projects, wo er sich mit T-Bone getroffen hatte. In letzter Zeit war es dort vermehrt zu Schießereien aus fahrenden Autos und bewaffneten Raubüberfällen gekommen. Deshalb Dannys Einsatz: Zu viele Waffen auf den Straßen. Danny gehörte zu den fünf Detectives der NRU, der Neighbourhood Recovery Unit, einer Einsatzgruppe, die illegale Waffen von der Straße schaffen sollte, ebenso wie die Spieler und Junkies, Nutten und Freier, die damit einhergingen.

»Noch nicht.«

»Was ist mit Ricky Roda?« Das war der wichtigste Mann in der Drogenszene von Sokanan.

»Warum sollte Ricky einen seiner eigenen Leute fertigmachen?«, erwiderte Parnell.

»Wer weiß schon, wie solche Typen ticken? Drogen und Geld sind alles, was die interessiert. Wenn jemand versucht, ihn übers Ohr zu hauen, wer weiß, was er dann tun würde.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Hank. »Der Junge ist ein Cousin x-ten Grades von Roda, den sie aus Mississippi hergeschickt haben. Ich komme gerade von der Befragung. Alles voller heulender Frauen.«

Himmel. Diese Befragung wäre Dannys Sache gewesen. Er schluckte gegen seine rasende Eifersucht an. »Vielleicht will sich jemand an Roda rächen. Oder ihm damit eine Botschaft schicken. Versucht noch jemand aus der Bronx, hier Fuß zu fassen? Nach Sokanan sind es ja nur ein paar Stationen mit dem Zug. Vielleicht sind das Revierkämpfe.«

»Da sind wir noch dran«, erklärte Hank.

»Ist noch nichts aufgetaucht«, fügte Parnell hinzu. Die beiden Männer schwiegen, als dächten sie darüber nach.

»Was ist mit der Waffe?«, fragte Danny, dem das Schweigen unbehaglich wurde. Wenn

niemand redete, dachte es sich leichter. Und das wollte er gerade nicht. »Der Junge hat behauptet, sie wäre in dem Lagerhaus. Habt ihr was gefunden?«

»Nein«, sagte Parnell.

»Und was sagt uns das?«

»Vielleicht, dass er sie sehr gut versteckt hat und wir noch gründlicher suchen müssen.«

»Oder dass es da gar keine Waffe gab.«

Schon wieder Schweigen. Woran dachten die beiden?

Danny hätte alles darum gegeben, ihre Gesichter sehen zu können.

»Eine Falle?«, fragte Hank.

»Warum nicht?«

»Warum dann den Jungen zuerst erschießen?«, bemerkte Parnell.

Die Szene lief in Dannys Kopf noch einmal ab – die Fahrt zum Lagerhaus, seine Befürchtung, das könnte eine Falle sein, dann die kurze, seltsame Dunkelheit, in der er beinahe gestürzt wäre ...

»Wenn er es auf dich abgesehen hatte«, sagte Parnell, »warum hat er dann nicht einfach gewartet, bis du drin warst, wo er dich sicher gehabt hätte?«

Niemand antwortete ihm. Wahrscheinlich deshalb, weil es darauf keine Antwort gab.

Noch nicht.

Diese Unterhaltung war unheimlich. Als lägen sie alle in der Grundausbildung in ihren Stockbetten und quatschten noch ein bisschen, nachdem das Licht ausgeschaltet worden war. Nur Worte, die durch die Dunkelheit trieben.

»Und du hast den Schützen nicht gesehen?«, fragte Hank.

»Nein.«

Nicht, dass das eine Rolle gespielt hätte. Er konnte ihn sowieso weder in der Kartei noch bei einer Gegenüberstellung identifizieren. Jedenfalls im Moment nicht.

Nie mehr, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf.

Wieder kam Panik in ihm auf. Das konnte einfach nicht wahr sein. Das konnte doch nicht ihm passieren.

»Also schön.« Parnell seufzte. »Ich halte dich auf dem Laufenden. Wenn dir noch was einfällt ...«

»Ich hab deine Nummer gespeichert.«

Das Rascheln von Stoff sagte ihm, dass die beiden sich erhoben. Danny stand ebenfalls auf und hoffte nur, dass er die Geräusche richtig geortet und sich in ihre Richtung gewandt hatte.

»Wir sehen uns morgen«, sagte Hank. Zu Parnell, wie Danny vermutete. »Sin, pass auf dich auf.« Er klopfte Danny auf die Schulter und ging.

Parnell sagte: »Was hast du jetzt vor?«

»Was ich vorhabe? Meine verdammten Augen wieder zum Laufen bringen, das habe ich vor.«

Eine starke Hand drückte seine Schulter. »Gut. Wir hoffen alle, dass es so kommt. Und bis dahin bist du krankgeschrieben.«

»Bis dahin kommt er erst mal mit mir nach Hause.« Das hörte sich nach Beth an. »Hallo, Bob.«

»Wie geht's, Beth?«

»Mir wird es besser gehen, wenn ich den da erst mal zu Hause habe.«

Danny wandte den Kopf der Stimme seiner Schwester zu. »Ich will zu mir nach Hause. Ich schaffe das schon.«

Sie seufzte. »Ich lasse dich auf keinen Fall allein nach Hause. Und bei dir ist nicht genug Platz für mich und die Kinder. Also kommst du mit zu mir. Keine Widerrede.«

Ihre Stimme klang belegt, als kämpfte sie gegen die Tränen. Es tat ihm weh, das zu hören und zu wissen, dass sie seinetwegen so klang. Seinetwegen. Er war es doch, der sich immer um alles kümmerte. Und jetzt brauchte er jemanden, der sich um ihn kümmerte.

Parnell beugte sich nah heran, so dass Danny die Berührung seines Körpers fühlen konnte. »Na los, lass dich ein bisschen von ihr bemuttern. Frauen tun so was gern. Dann ist sie glücklich, und dich bringt es schon nicht um.«

Die Panik drohte ihn zu überwältigen. Er wollte nur noch allein sein, irgendwo, wo ihn niemand sehen konnte. Aber gegen seinen Freund und seine Schwester kam er im Moment einfach nicht an.

Er nickte, stand auf und tastete nach Hindernissen. Ohne zu fragen, nahm Parnell seinen Arm, doch Danny riss sich los.

»He, Danny. Ist schon gut. Du brauchst nun mal Hilfe. Ich bin da.«

Danny biss die Zähne zusammen. Er brauchte tatsächlich Hilfe. Und das machte ihn wahnsinnig. Er nickte brüsk, weil er kein Wort herausbrachte.

Parnell nahm wieder seinen Arm und führte ihn durch die Dunkelheit.

Weil er keine Ahnung hatte, wohin er ging, bedeutete jeder Schritt einen Kampf um Vertrauen und gegen die Angst. Trotz der Hilfe schaffte Danny es, sich den großen Zeh anzustoßen, sich das Schienbein anzuhauen und irgendjemanden heftig anzurempeln.

Es dauerte eine weitere Stunde, bis der Papierkrieg mit dem Krankenhaus abgewickelt war. Sie drückten ihm lauter Telefonnummern und Broschüren in die Hand, die er nicht lesen konnte. Wieder redeten sie von einem Reha-Programm und dieser Martha. Beth machte noch einen Termin bei der Neurologin und einen für die Magnetresonanztomographie, und dann waren sie endlich frei.

Aber er würde nie wieder frei sein, wenn er sein Augenlicht nicht wiederbekam. Immer hilflos. Immer auf andere angewiesen.

Beth nahm seinen Arm, und ihre Berührung ließ ihn noch mehr verzweifeln.

»Wie spät ist es?«

»Fünf nach halb sechs.«

»Morgens?«

»Abends.«

Er war also die ganze Nacht und den ganzen Tag lang hier gewesen. Kein Wunder, dass er überdreht und erschöpft war.

»Wer passt auf die Kinder auf?«

»Ich habe sie bei der Nachbarin gelassen.«

Sofort bekam er ein schlechtes Gewissen. Solange er zurückdenken konnte, hatte er immer auf seine kleine Schwester aufgepasst. Dass sie sich nun um ihn kümmern musste, stellte seine Welt auf den Kopf.

»Hör mal, ich kann mir auch ein Taxi rufen. Fahr du nach Hause und kümmer dich um die Kinder.«

»Hältst du jetzt endlich mal den Mund? Himmel. Ich lasse dich nicht los, gewöhn dich lieber daran. Du kannst überhaupt nichts dagegen tun. Dummer Kerl.« Letzteres brummelte sie nur, aber er hörte sie trotzdem. »Also, gleich kommt die Tür. Zwei Stufen. Genau.« Sie dirigierte ihn hinaus, und die Winterluft traf beißend kalt auf sein Gesicht. Er roch Abgase und alten Schnee. Sie waren draußen.

»Warte hier«, sagte sie. »Ich hole das Auto.«

Er öffnete den Mund, um zu protestieren, sie brauche ihn nicht am Eingang abzuholen wie einen verdamnten Krüppel, ließ es aber doch bleiben. Es ging sicher schneller und war einfacher für sie, wenn sie das Auto allein holte.

Verlegen stand er da und fürchtete sich davor, auch nur einen Schritt in irgendeine Richtung zu tun. Jemand ging schnell an ihm vorbei.

»He, Mann«, brummte derjenige. »Pass auf, wo du hingehst.«

Er versuchte, sich in der Dunkelheit selbst zu sehen, wie er da stand und die Hände zu Fäusten ballte, um nicht laut zu schreien.

Ein Auto hielt vor ihm, eine Tür schlug zu. Dann war Beth wieder bei ihm. Sie führte ihn zum Wagen, als sei er ein Kleinkind, und er tastete sich durch die offene Tür auf den Sitz. Sie schloss die Tür hinter ihm, und gleich darauf saß sie neben ihm am Steuer. Der Wagen fuhr los, wurde schneller. Das war ein seltsames, unheimliches Gefühl, so durch das Nichts zu rasen; er konnte nicht einmal die Richtung erraten, es fühlte sich an, als fliege er durch den leeren Weltraum, schneller, als das Auge sehen konnte.

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Er wusste nicht, was er sagen sollte, und vermutete, dass es Beth ähnlich erging. Das Ganze war einfach zu unglaublich.

»Die Sozialarbeiterin im Krankenhaus hat gesagt, sie würde dir so eine Art Lehrerin besorgen«, bemerkte Beth schließlich. »Hat sie das getan?«

»Da ist jemand vorbeigekommen, ja.«

»Und?«

»Und was?«

»Und was habt ihr vereinbart?«

Er zögerte. Gleich würde es Streit geben, und dafür hatte er keine Kraft mehr. »Gar nichts.«

»Was soll das heißen?«

»Ich brauche keinen verdamnten Unterricht. Das ist nur vorübergehend. Bald kann ich wieder sehen.«

Beth sagte nichts, doch ihr Schweigen sprach Bände.

Zehn Minuten später fuhr das Auto leicht bergauf und hielt dann an. Die Garagentür öffnete sich knirschend.

»Ich fahre schnell das Auto in die Garage«, sagte Beth. »Bleib sitzen, ich hole dich gleich ab.«

Aber er hatte es satt, wie ein Kind an der Hand herumgeführt zu werden. Sobald der Wagen stand, stieg er allein aus.

»Danny, warte...«

Doch er tastete sich bereits an der Wand entlang. Er stieß gegen etwas, das mit metallischem Scheppern umfiel.

»Oje«, sagte Beth. »Alles in Ordnung?« Sie stand schon wieder neben ihm. »Hier stehen Spaten und Rechen. Warte, ich räume sie dir aus dem Weg.«

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn langsam und vorsichtig ins Haus. Er stellte sich den schmalen Raum neben der Garage vor, mit der Waschmaschine und dem Trockner an der linken Wand. Wenn es hier so aussah wie immer, stand sicher irgendwo ein Wäschekorb auf dem Boden, aus dem saubere oder auch schmutzige Wäsche quoll. Sein Zeh stieß dagegen, und Beth zog ihn nach links darum herum.

»Eine Stufe hoch«, sagte sie, und er roch alten Kaffee und gebratene Zwiebeln. Sie waren in der Küche. Zwei Schritte weiter tastete er nach einem Stuhl und ließ sich schwer darauf sinken. Er schwitzte.

»Ich rufe schnell Debbie an und bitte sie, die Kinder rüberzubringen.«

»Beth, du brauchst mich nicht lückenlos zu überwachen.« »Tut mir leid. Ich ... ich weiß einfach nicht, wie ich mich dir gegenüber verhalten soll. Was ich tun soll. Oder sagen.« Ihre Stimme hörte sich an, als weinte sie, und ihm schnürte es einmal mehr die Brust ein.

»Ich weiß es auch nicht, Liebes«, sagte er.

Starrte sie ihn an? Er wandte den Kopf ab, und plötzlich schlang sie die Arme um ihn.

»Ich habe dich lieb, Danny.«

Er drückte sie an sich und seufzte. »Geh endlich die Kinder holen.« Seine Stimme klang rau und erstickt.

Er hörte sie, sobald sie das Haus betraten – der neunjährige Josh und die fünfjährige Katie. Ein Wirbelsturm von Geräuschen, Stimmen, Schritten, Bewegung.

»Ist er da?«, fragte Josh.

»Tun seine Augen weh?«, fragte Katie.

»Psst, darüber haben wir doch gesprochen«, sagte Beth leise. »Seid nicht so unhöflich.«

»Aber ich will es sehen«, sagte Katie.

Er wappnete sich gegen den Ansturm. »Ich bin hier!« Schritte knallten auf dem Boden, als die Kinder in die Küche rannten.

»Josh, Katie!«, rief Beth ihnen nach.

»Onkel Danny!«

Bevor er noch ein Wort sagen konnte, krabbelte Katie auf seinen Schoß. Er wusste nicht, wo Josh war.

»Katie, also wirklich, geh da runter«, schalt Beth.

Katie ignorierte sie, und Danny machte es ihr bequem. Kleine Hände strichen über sein Gesicht.

»Sie sind immer noch hübsch«, sagte Katie und zeichnete mit den Fingern seine Augenbrauen nach.

»Und du kannst echt nichts sehen?« Das war Josh. Die Stimme klang ganz nah, als sei er direkt vor Dannys Stuhl stehen geblieben.

»Oh Gott, Danny, es tut mir leid«, sagte Beth.

»Schon gut«, sagte er zu Beth, und zu den Kindern: »Meinen Augen fehlt nichts. In meinem Kopf ist was nicht in Ordnung.«

»Wow«, sagte Josh ernst und beeindruckt.

Katie klopfte an seinen Kopf. »Bist du jetzt dumm?«

»Katie!«, rief Beth.

»Na, hoffentlich nicht«, sagte Danny. »Nur der Teil von meinem Gehirn, der fürs Sehen zuständig ist, der ist gerade verstopft.«

»Dann brauchst du Drano«, sagte Katie.

»Geht das denn wieder weg?« Joshs Stimme klang ängstlich. »Du hast mir versprochen, mir diesen Sommer das Pitchen beizubringen.«

Ein kleiner Schraubstock packte sein Herz und verdrehte es heftig. »Bis zum Sommer ist es noch lange hin, Josh. Wir werden schon sehen.«

»Du nicht«, sagte Katie kichernd.

»Also, das reicht jetzt«, sagte Beth und hob das kleine Mädchen von Dannys Schoß. »Geh dir die Hände waschen. In zehn Minuten gibt es Abendessen. Du auch, Josh.«

Das Abendessen wurde zu einer kleinen Katastrophe. Er stieß den Milchkarton um, verschüttete seinen Kaffee und hörte Josh vor Schmerz aufjaulen. Instinktiv sprang er auf, um zu helfen, warf seinen Stuhl um, stolperte darüber und schlug hin.

Katie lachte, aber Josh brach in Tränen aus, und während Beth ihrem Sohn nachlief, saß Danny auf dem Boden, hilflos und zornig.

»Du bist lustig, Onkel Danny.« Er spürte, wie sie auf seinen Schoß krabbelte und den Kopf an seine Schulter legte.

»Ja, Katie, das bin ich wohl.« Ein einziger, großer, blinder Witz war er.

Beth kam gleich darauf zurück. »Du hast Milch und Kaffee auf deiner Jeans. Zieh sie aus, ich wasche sie für dich.«

»Schon gut. Ich habe noch irgendwo eine. Was ist mit Josh?«

»Ist schon in Ordnung, wirklich. Er ist in seinem Zimmer. Er ... das alles nimmt ihn ziemlich mit. Er denkt immer noch daran, dass Frank uns verlassen hat. Ich weiß auch nicht. Dass du jetzt ... das Augenlicht verloren hast, rührt das alles wieder auf. Hab Geduld mit ihm.«

Danny nickte benommen. »Klar, kein Problem.«

»Katie, bringst du bitte Onkel Danny in sein Zimmer?«, bat Beth mit aufgesetzt fröhlicher Stimme.

»Klar.« Das kleine Mädchen schob die Hand in seine. »Komm mit, Onkel Danny.«

Gemeinsam schafften sie es zu dem Gästezimmer, das er immer benutzte, wenn er hier übernachtete. Das tat er ein paarmal pro Woche, denn er wollte sichergehen, dass es Beth gut ging und den Kindern an nichts fehlte.

Danny zog seine Brieftasche und die Polizeimarke aus der Hose und nahm das Handy vom Gürtel. Dann schlüpfte er aus der nassen Jeans und kramte im Kleiderschrank herum, bis seine Finger auf etwas stießen, das sich nach Jeansstoff anfühlte. Er tastete das Ding ab – ein Bund und zwei Hosenbeine. Vorsichtig zog er die Hose an. Sie passte. Vorsichtig ging er zurück zum Bett und legte sich hin; er war restlos erschöpft. Der normale Ablauf nach einer solchen Undercover-Aktion sah so aus: Zurück zum Revier – am besten mitsamt der illegalen Waffe und dem Verdächtigen –, die Dienstwaffe wieder an sich nehmen, den Papierkram zu der Verhaftung erledigen und dann ab nach Hause. Er

ging nie allein ins Bett. Wenn er keine weibliche Gesellschaft hatte, war da immer noch sein Minirevolver von North American Arms, fünf Schuss, Kaliber zweiundzwanzig, den er immer mit ins Bett nahm.

Doch heute war er nicht einmal zurück aufs Revier gekommen. Und auch nicht nach Hause. Zum ersten Mal, solange er zurückdenken konnte, war er unbewaffnet. Er fühlte sich nackt und schutzlos, und sein Schwanz schrumpfte unter dieser Demütigung förmlich zusammen.

Aber selbst wenn er den Mini bei sich gehabt hätte? Ein Schauer lief ihm den Rücken hinunter. Wenn er nichts sehen konnte, wie sollte er da schießen? Wahrscheinlich würde er Josh oder Beth erschießen, weil er sie für einen Eindringling hielt. Oder sich selbst in den Fuß ballern.

Er schloss die Augen, doch die Dunkelheit blieb unverändert. Er zwang sich dazu, sich die Szene beim Abendessen noch einmal vorzustellen. Die Dunkelheit legte sich wie eine erstickende Decke um ihn, er griff nach etwas und traf alles Mögliche, außer dem, was er suchte, und machte mit Essen und Getränken eine Sauerei wie ein Kleinkind. Er hätte jemanden verletzen können. Wie leicht hätte er Josh ernsthaft verbrühen oder auf Katie fallen können.

Verbissen kämpfte er gegen die Wut an, die in ihm hochkochen und sich in einem Schrei entladen wollte. Er hielt sein Handy umklammert und befühlte vorsichtig die Tasten. Im Geiste hörte er die trockene, gelassene Stimme die Nummer herbeten:  
Lauter Zweien, bis auf die Vier vorne dran.

Es kostete ihn mehrere Versuche, doch schließlich fanden seine Finger die richtigen Tasten.